



# Allerösterreichisches Blatt.

## Nr. 50.

Samstag

den 13. December

1828.

### An das wohlthätige Publicum in Laibach.

Die Beobachtung der bisher gewöhnlichen schönen Sitte, sich der sonst gebräuchlichen Neujahrs-Wünsche durch Erlaß-Karten zu entheben, und den dafür einkommenden Betrag der hierortigen Armen zuzuwenden, hat so vortheilhaft zur Vinderung der Noth unserer leidenden Nebenmenschen gewirkt, daß man keine Fehlbitte zu wagen glaubt, dieselbe Wohlthat auch bei dem herannahenden Jahreswechsel ansprechen zu dürfen.

Erlaßkarten können von heute angefangen im Comptoir des Armeninstituts = Cassiers, **Hrn. Leopold Frörentich** gegen den gewöhnlichen Erlag von 20 kr. für die Person, ohne jedoch der gewohnten Großmuth des wohlthätigen Publicums Schranken zu setzen, erhoben werden.

Die Namen der Neujahrs-Gratulanten werden in gedruckten Verzeichnissen der Zeitung beigelegt, und der eingegangene Gesamtbetrag wird besonders bekannt gemacht werden.

Von der Armeninstituts = Commission zu Laibach am 10.  
December 1828.

#### R u h e.

Drei Momente der Liebe.

I.

Ich will ruhig, ruhig will ich seyn,  
Keinen Laut mehr gönnen meiner Kehle;  
Laßt nur erst ausjubeln meine Seele,  
Denn Sie liebt mich, denn Sie nennt sich mein!  
Hört es, weichgeschaff'ne Millionen,  
Hört es, alle Wesen aller Zonen!  
Sinn auf Jubel, unversucht und neu,  
Und mit diesem stimmt dann meinem bei!

Nicht umsonst hat dieses Herz geschlagen:  
Auch mein Tag fand seinen Sonnenschein!  
Laßt nur das noch einmal laut mich sagen,  
Und dann will ich ruhig — ruhig seyn!

2.

Ich will ruhig, ruhig will ich seyn!  
Ruhig in der Seele klarem Spiegel  
Malt sich mir der Gegenliebe Siegel,  
Wie im See der wipselfille Hain;  
Die Gefühle zieh'n, wie helle Bäche,  
Schweigensflüßchend, längs der grünen Fläche.

Und, dem stummgerührten Pilger gleich,  
Schwelgt das Herz in diesem Feenreich!

Keine Saite fühl' ich schmerzlich beben,  
Keine Hand greift störend in mich ein;  
Sanft im Gleichgewichte schwebt mein Leben, —  
Ja ich kann — ich will nun ruhig seyn!

## 3.

Ich will ruhig, ruhig will ich seyn!  
Ach und kann, und kann nicht ruhig werden;  
Meines Glückes ganz Gebäud' auf Erden  
Brach mit einmal, dumpfnachdonnernd ein!  
Sie, der ich so liebend nachgegangen,  
Sie, die mich so täuschend wahr umfangen,  
Sie war falsch — wo wohnt die Treue noch?  
Ach! und Treue braucht der Mensch ja doch!  
Und ihr fordert, daß ich ruhig werde?  
O seid mild, laßt mir die laute Pein!  
Wenn nicht auf, doch einmal in der Erde,  
Werd' ich ja recht lange ruhig seyn!

Joh. Gabr. Seidl.

## Interessante Mittheilungen

aus der

## Länder- und Völkerkunde.

Nach den Berichten neuerer Reisender.

### Jagdscenen in Brasilien.

Im Innern von Brasilien bieten die dunklen Wälder, die sumpfigen Niederungen und hügeligen Fluren, in denen nur einzelne Zwerzbäume sichtbar sind, verschiedene Arten von Jagd dar. In den Waldungen sützen die Jäger mit Hilfe ihrer gut abgerichteten Hunde das Hochwild, Schweine, Rehe, Dnzen und den Tapir auf. Die Jagd auf den letzteren ist besonders angenehm, weil sie zugleich gefahrlos ist. Mehrere Jäger stellen sich in den Niederungen des Waldes auf, durch welche die Tapire aus den benachbarten Sumpfwiesen zu wechseln pflegen. Ein jeder nimmt seinen Stand an einem starken Baume, um sich, wenn das Thier gerade auf ihn zulaufen sollte, dahinter verbergen zu können, und erwartet hier das Wild, welches, durch einige Treiber und die Hunde aufgeschreckt, die gewohnten Wege durch den Wald einschlägt. In den Stunden der Erwartung, welche der europäische Jäger an solchen Plätzen zubringt, kann er sich den Eindrücken des Stillebens in einer brasilianischen Waldung überlassen. Seine Augen schweifen an den ungewohnten Formen der Bäume, des Laubes und der Früchte umher, er beobachtet die Neugierde der Affen, welche an die äußersten

Äste herabkommen, um die fremde Erscheinung zu betrachten, den stillen Krieg der Insecten, die Geschäftigkeit großer Ameisen; aber plötzlich wird der Wald lebendig; der Tapir erscheint, von den klaffenden Hunden verfolgt, und bricht mit vorgestrecktem Kopfe und geringeltem Schwanz in gerader Linie durch das Dickicht, alles vor sich niederwerfend, was ihm in den Weg steht. Der Lärm ist so groß, daß selbst der geprüfte Jäger schrey hinter den Schutz seines Baumes tritt, um von hier aus das Wild in Hals oder Brust zu treffen. Die Brasilianer bedienen sich auf dieser Jagd sehr langer Kugelflinten. Kühne Jäger wagen wohl auch, dem vorüberrennenden Tapir ein breites Messer in die Brust zu stoßen; dieß ist jedoch immer gefährlich, denn obgleich das Thier weder durch Zähne noch durch Klauen verwundet, so kann es doch durch den gewaltigen Stoß, welchen es mit seinem Rüssel ausübt, bedeutend verletzen.

Schwieriger und gefährlicher ist die Jagd auf die Dnzen, welche in diesen an Hornvieh reichen Gegenden ziemlich häufig sind. Sie sind viel unsteter, schweifen beständig umher, ihre Fährte ist nicht leicht aufzufinden, man begegnet ihnen oft nur zufällig, wo dann die Gefahr um so größer ist. Hat man eine Gegend erkundet, in welcher die Dnze nach dem Wasser geht oder die Heerden beschleicht, so legt man sich mit den Hunden in Hinterhalt und greift sie an, nachdem diese gepackt haben. Nach dem Schusse pflegt der Jäger augenblicklich seinen Stand zu wechseln, weil die Dnze nach dem Rauch springt; ist er nicht so glücklich dem wüthenden Thiere auszuweichen, so wird er mit einem Streiche der Vorderfüße zu Boden geschlagen, worauf ihn die Dnze, nachdem sie sich, über ihm stehend, der Beute versichert hat, eine Weile ruhig betrachtet. Mehrere Jäger sind in diesem Momente der Todesgefahr durch die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit ihrer Gefährten gerettet worden, welche die Dnze auf dem Gefallenen erschossen. Die Fluren durchstreift man zu Pferde, man erlegt das Cuendo, eine Art Stachelschwein, welches die Bäume besteigt und sich mittelst des Wickelschwanzes wie manche Affen, an den Ästen festhält, den großen Ameisenfresser, dessen abentheuerliche Gestalt die Pferde scheu zu machen pflegt, und das Stinkthier, welches durch seine stinkende Exkretion oft die Jäger zwingt, von seiner Verfolgung abzusehen.

In den sumpfigen Niederungen, an stehenden Gewässern und schmalen Bächen findet man minder edle Gegenstände für die Jagdlust, nämlich die großen Amphibien, Riesenschlangen und Kaimans. Die Riesenschlange findet man gewöhnlich in den lichten Wäldern, wo die Burtipalme steht, und es ist gefährlich, sich den tiefsten Punkten dieser Gegenden zu nähern. Bisweilen erreicht sie eine so ungeheure Größe, daß sie, im Grase liegend, auf den ersten Blick mit einem ungestuerten Stamme der Palme verwechselt wer-

den kann. Die Riesenschlange ist nicht durch Gift, sondern durch ihre große Stärke gefährlich. Beim Angriffe stülzt sie sich durch einige Windungen des Schwanzes an einen Baum oder Felsen, und wirft sich in einem weiten Sprunge auf die Beute, der sie durch mehrfachen Umschlingen die Knochen zerbricht, bevor sie sie durch einen eigenthümlichen Act des Saugens langsam verschlingt. Im Hunger fallen die alten Schlangen wohl Reiter und Roß oder einen Ochsen an, den sie bis auf die Hörner, welche sie abfaulen lassen, ganz hinabschlingen. Auch Riesenschlangen von geringerer Größe, vermögen unglaublich große Massen zu verschlingen; so fand man einst im Magen einer vierzig Fuß langen Riesenschlange ein Reh und zwei wilde Schweine. Oft sieht man sie, wie sie sich an den Ufern der Teiche, gleich einem Ankertau zusammengerollt, sonnen; vernehmen sie aber einen Lärm, so schießen sie mit Blitzesschnelle ins Wasser hinab. Die Jagd auf dieselben ist nicht gefährlich, weil sie dumme, träge und furchtsame Thiere sind, und nach Verwundungen, wahrscheinlich wenn diese das Rückenmark verletzen, alsbald starr und bewegungslos werden. Am sichersten bekriegt man sie, wenn sie nach verschluckter Beute mehrere Wochen lang unbehülflich daliegen. Es ist übrigens nichts Seltenes, daß die Bewohner jener Gegenden ein solches Anthier, wenn es im Wasser zu entfliehen sucht, schwimmend verfolgen, in der Nähe des Kopfes umklammern und mit einem langen Messer tödten. Das Fleisch ist ungenießbar; das Fett wird gegen manche Krankheiten, namentlich gegen Schwindfuchten und zu erweichenden Salben gebraucht. Die Haut, welche mit zierlichen rhomboidatischen Schuppen bedeckt ist, wird gegerbt und zu stattlichen Satteldecken verarbeitet.

Der Kaiman wählt gewöhnlich seinen Aufenthalt in großen Flüssen oder Teichen. Sie liegen theils am Ufer, theils schwimmen sie bewegungslos auf der Oberfläche des Wassers, einem Stücke Holz nicht unähnlich. Die größten dieser Thiere haben acht bis neun Fuß Länge, einen grünen Panzer und eine stumpfe Schnauze. Keinem Thiere hat die Natur einen so schrecklichen Anblick verliehen, als ihm, und manche Maler haben es nicht mit Unrecht zum Bilde der niedrigsten Bosheit und Verworfenheit benützt. Die Kaimane leben fast immer gesellschaftlich in diesen Teichen und vermehren sich außerordentlich. Während der Regenzeit legt das Weibchen 60 — bis 80 Eier, von der Größe eines Hühnereyes in den Sand des Ufers, mehrere Weibchen schleppen diese zusammen, sichten sie abwechselnd mit Lagen von Teichschlamm in sechs bis acht Fuß hohen Pyramiden auf, und überlassen nun der Wirkung der Sonne das Ausbrüten. In der Nähe der unentwickelten Nachkommenschaft pflegt ein Weib-

chen abwechselnd Wache zu halten, und Manche mußten schon ihre Unvorsichtigkeit mit dem Verluste eines Fußes bezahlen. Bei Annäherung eines Feindes erhebt sich die sonst träge Wächterin mit Schnelligkeit, die Nasenlöcher erweitern sich, die kleinen glühenden Augen rollen, der blaßrothe Rachen gähnt weit auf, und mit einer schnappenden Bewegung erreicht sie die Beute, welche sie nicht eher losläßt, bevor sie nicht mit den mächtigen Zähnen unter heftigen Windungen ein Glied abgebissen. Pferde und Rindvieh sieht man daher hier häufig, welche auf diese Art das unterste Fußgelenke verloren haben. Die Hunde täuschen die Kaimane, indem sie schnell die Stelle verlassen, wo sie das Wasser bewegten, um an einer andern zu saufen. Selbst die Dnze wird, wenn sie ans Wasser kommt, bisweilen von ihnen besiegt, und alle Thiere scheinen diesem Ungeheuer furchtsam auszuweichen, nur nicht ihr gefährlichster Feind, die Piranha. Die Piranha ist ein Fisch von der Größe eines Karpfen und mit einem Rachen der schärfsten Zähne bewaffnet. Im höchsten Grade gefräßig und nach Fleisch lüstern, und immer in zahlreichen Haufen versammelt, wird sie auch den größten Thieren gefährlich; diese erscheinen von einem Schwarm der Piranha angegriffen, nach einem Moment brüllend an der Oberfläche des Wassers, und sind darauf, indem jeder Fisch einen Biß that, augenblicklich das Opfer von tausend Feinden geworden. Der Kaiman flüchtet vor diesem grimmigen Feinde, und wendet dann den unbeherrzten Bauch an die Oberfläche des Gewässers. Übrigens ist der Kaiman kein Gegenstand der edleren Jagd, und die Eingebornen fangen diese gefährliche Thier meistens in Schlingen, an die sie als Köder eine Gans oder ein Geflügel angebunden haben, und schlagen ihn dann mit Keulen todt.

## Der Verräther.

(Wahre Anekdote aus dem Leben Peter des Großen.)

In Persien waren Unruhen ausgebrochen, und Peter der Große wollte sie benützen; wie er nun immer über seine Pläne sich mit der Kaiserin (Cathinka) unterhielt, so geschah es auch diesesmal, und er hatte darüber in den Zimmern derselben eine lebhaftere Unterredung mit ihr, wobei nur noch der Fürst Mentshikoff zugegen war. Dieser und Cathinka wiederriethen dem Kaiser den neuen Krieg, da eben erst der mit Schweden beendet war; Peter der Große erhobte sich aber in dem Gespräche, wiederholte auf alle Gegenreden nur die Worte: *Ei Persi padjom* (wir ziehen nach Persien!), und sagte zuletzt: »Von diesem Vorhaben weiß bis jetzt Niemand, als wir drei, und ich befehle euch, meinen Plan als das tiefste Geheimniß streng zu bewahren.«

Zwei Tage darauf, am frühen Morgen, fragte Peter einen Diener (Dentschschick): „Was erzählt man Neues?“ — „Nichts, als daß wir nach Persien marschiren!“ — „Wie,“ rief der Kaiser, „was sagst du?“ — Der Dentschschick gab dieselbe Antwort. — „Von wem hast du das?“ — „Von dem Dentschschick Kurieff!“ — „Schaffe mir ihn augenblicklich!“ — Kurieff hatte aber die Kaiserinn nach einem Lustschlosse begleiten müssen, und es war unmöglich, daß er eher, als spät Abends, zurückkehren konnte.

In vollem Grimme, dem er in dieser wichtigen Sache nicht eher Luft machen wollte, bis er den Werth rüther entdeckt hatte, ging nun der Kaiser in seine Drechsler-Werkstätte, wo er den Meister Andreas Nartoff und den Lehrling Boris Solkotje fand. Peter sah diesen besonders gern, denn der Bursche war sehr munter und geschickt, und so durfte er sich schon was erlauben. Nun hatte der Kaiser befohlen, daß, so oft er in die Werkstatt käme, und sich an die Drehelbank setzte, Boris ihm die Mütze abnehmen sollte, wenn er sie etwa auf dem Kopfe behielt. Diesemal geschah es; Boris lief augenblicklich herbei, griff aber so hastig zu, daß er mit der Mütze zugleich einen Büschel Haare erfaßte, und dem Kaiser empfindlich wehe that. Der Monarch, jetzt im höchsten Grade mißgelaunt, sprang auf, zog seinen Hirschfänger, denn er immer zu tragen pflegte, wenn er eben nicht Militär seyn wollte, lief jähornig auf Boris zu, und würde ihn umgebracht haben, wenn der Bursche nicht voller Schrecken so eilig davon gelaufen wäre, daß der Kaiser bald zurück bleiben mußte. Er ging indeß in der größten Heftigkeit aus der Werkstatt, und befahl dem Meister Nartoff, ihm den Jungen zu schaffen.

Gegen Abend kam der Kaiser in die Werkstatt; der Born war verrauht, und da er sah, daß Boris noch immer fehlte, sagte er zu Nartoff: „Der verdammte Bursche hat mich tüchtig gezaust; er hat es aber gewiß nicht so böse gemeint. Es ist mir lieb, daß er zu rechter Zeit davon lief; wenn er wieder kommt, so sag' ihm nur, es solle weiter nicht davon die Rede seyn; und für die Angst, die er gehabt, ihm was zu gute kommen.“ — Boris fand sich aber an diesem Tage nicht wieder ein.

Am nächsten Morgen wurde dem Kaiser der Dentschschick Kurieff vorgeführt, der die Kunde von dem Zuge nach Persien verbreitet hatte. „Woher hast du die Lüge?“ fuhr ihn der Kaiser an, und Jener antwortete: „Von dem Papagey Ihrer Majestät der Kaiserinn; als ich vor zwei Tagen im Vorzimmer derselben war- ten mußte, hörte ich ihn mehreremal ganz deutlich sa-

gen: Ei Persi padiom!“ — Peter ließ sogleich den Fürsten Mentschkoff holen, führte ihn zur Kaiserinn, und fragte: „Wer hat das Geheimniß von dem Felzuge nach Persien verrathen?“ — Beide betheuertten feierlichst, daß sie Keinem eine Sylbe davon vertraut hätten, und der Kaiser wandte sich nun zu dem Käfige des Papagey's, indem er sagte: „Seht, da sitzt der Werth rüther!“ Er erzählte dann das Vorgefallene, und schloß mit den Worten: „Weder bei Dir, Cathinka, noch bei mir darf ein solcher Ausplauderer sich aufhalten; ich schenke diesen Papagey dem Boris Solkotje, und gebe ihm ein Jahrgeld, wovon er ihn ernähren kann, und auch noch etwas für seinen Schreck übrig behält.“

Der Papagey mußte sogleich nach der Drechsler-Werkstätte gebracht werden, wo aber Boris noch immer fehlte. Peter ließ hierauf durch die Polizei in der ganzen Stadt bekannt machen: wer etwas von seinem Aufenthalt wisse, soll es anzeigen, und den Entlaufenen zugleich versichern, daß ihn nur Gutes erwarte. Aber Boris war und blieb weg, und des Papagey's nahm sich nun Nartoff an.

Endlich nach mehreren Jahren fand sich Boris Solkotje bei Nartoff ein, und berichtete ihm, er habe erst jetzt Kunde davon bekommen, daß ihm vergeben sei. Er war an demselben Tage, wo er den Kaiser mit dem Hirschfänger hinter sich sah, bis nach einem Dorfe am Ladoga-See gelaufen, und von da, unter einem angenommenen Namen, nach der Stadt Wologda an der Dwina geflüchtet, wo er angab, sein Vater sei auf dem Wege aus Sibirien gestorben, und nun als Waise das Mitleid in Anspruch nahm. Ein dortiger Bürger, ein Glaser, führte ihn in sein Haus; Boris erlernte das Glaser Handwerk, und war, da sein Wohlthäter gestorben, eben im Begriffe, dessen Tochter zu heirathen, und seine Geschäfte fortzusetzen, zu deren Erweiterung er eine Reise nach Petersburg gemacht hatte. Nartoff, der unterdeß Rath vom Hof-Comptoir geworden war, stellte ihn dem Kaiser vor, der ihn gütig empfing, und gern seine Bewilligung gab, daß er als Glaser des Hofes aufgenommen werde. Auch der Papagey wurde ihm ausgeliefert, und ihm eine Pension zu dessen Pflege gezahlt.

Noch unter den Kaiserinnen Anna und Elisabeth hat Boris Solkotje sein Handwerk getrieben, und er, so wie Nartoff, haben diese Anekdote oft erzählt.

Auflösung der Homöopathie im Jhr.  
Blatte Nr. 49.

Weichsel.